**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
**Herausgeber:** Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
**Band:** 3 (1923-1924)
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Bücher
**Autor:** [s.n.]

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Ich brach dann bewußtlos zusammen. Als ich wieder zur Besinnung gekommen war, beauftragte der Mann, der ein künstliches Bein hatte, seine Frau, mich zum Parteibureau ins Ruhrecho zu bringen. Der Mann war Kommunist. Vom Ruhrecho brachte man mich ins Huysenstift, wo ich dem Chefarzt Dr. Bernsau die oben geschilderten Vorgänge erzählte. Die Franzosen haben mir meine gesamte Barschaft, Uhr usw. geraubt. Essen, den 5. März 1923."

# Bücher

## Erinnerungen aus dem Zarenreich.*)

Der im März 1922 in New York tödlich verunglückte russische Botschafter a. D. Baron R. Rosen hat wertvolle Erinnerungen hinterlassen, die zum Teil in der amerikanischen Presse erschienen sind und seit kurzem auch in zwei Bänden vorliegen. Rosen gibt sich darin als überzeugter Russe, aber als hartnäckiger Gegner der Panslawisten, denen er das Unglück seines Vaterlandes vorwirft. Von Beginn seiner diplomatischen Laufbahn an, die ihn u. a. nach Serbien, Griechenland, Japan und Nordamerika führte, sprach sich Rosen dafür aus, daß Rußland in Europa gesättigt sei und sein erstes Interesse darin liege, Sibirien und die zentralasiatischen Besitzungen zu entwickeln. Das russische Bündnis mit Frankreich betrachtete er wegen der unentwegten Revanchelust der Franzosen als einen schweren Fehler, der den Krieg zur Folge haben müsse; und insbesondere wandte er sich gegen die übliche Balkanpolitik Rußlands: Oesterreich-Ungarn habe vermöge seiner Lage das Vorrecht auf die Balkanhalbinsel gehabt. Die Meerengen wünschte Rosen zu internationalisieren. Er stellt mit Bedauern fest, daß schon um die Mitte der 90er Jahre, als die Serben sich eigentlich nur um Mazedonien kümmerten, gewisse russische Kreise die Augen der Serben auf österreichisches Gebiet lenkten. Auch mit Japan führte Rosen den friedlichen Ausgleich, zu dem die Regierung in Tokio wiederholt die Hand bot. Rosens zeitige Warnungen waren umsonst. Das war auch der Fall, als er 1911 aus dem diplomatischen Dienst schied, Mitglied des russischen Reichsrats wurde und wieder und wieder vor dem nahenden Weltkrieg warnte. Wie Graf Witte war Rosen der Ueberzeugung, daß jeder Krieg von einiger Dauer in Rußland die Revolution entfesseln mußte. Für die Serben das Schwert zu ziehen, schien ihm ganz und gar unberechtigt. Sehr interessant sind die Aufzeichnungen des Verfassers über die Julitage 1914, die er in St. Petersburg verbrachte. Durch einen Freund, der Minister im damaligen Kabinett war, erfuhr Rosen, daß bereits am 29. Juli die allgemeine Mobilmachung verfügt war, in der Nacht jedoch in die Teilmobilmachung abgeändert wurde. Am 30. Juli morgens ließ sich Ministerpräsident Goremykin vom Zaren das Versprechen geben, daß er die allgemeine Mobilmachung nicht wieder anordnen werde. Außenminister Sasonoff und Generalstabchef Januschkjewitsch verstanden es aber, den schwachen Zaren am Nachmittag des 30. Juli wieder umzustimmen. Rosen hebt wiederholt hervor, daß die Mobilmachung den Krieg bedeutete. Sasonoff, Januschkjewitsch und Kriegsminister Suchomlinoff sind ihm daher Verbrecher. Rosens Aufzeichnungen über die entscheidenden Vorgänge des 29. und 30. Juli 1914 sind eine willkommene Bestätigung der Darstellung des Generals Dobrorolski, damaligen Chefs der Mobilmachungsabteilung (Die Mobilmachung der russischen Armee 1914, Berlin 1922). Beide schöpfen aus ganz anderen Quellen.

Rosen machte im Kriege verschiedene Versuche, einen Verständigungsfrieden herbeizuführen; er ist der Ueberzeugung, daß ein solcher mit Deutschland ge-

*) Baron Rosen, Forty Years of Diplomacy, 2 Bände, 315 und 309 Seiten, 25 Sh. geb., George Allen u. Unwin, London 1922.

schlossen werden konnte. Die Verbündeten mißbrauchten Rußland jedoch als Kanonenfutter für ihre imperialistischen Ziele. Rosens Erinnerungen gewähren einen aufschlußreichen Einblick in die klaffenden Gegensätze des russischen Lebens; man versteht, wie leicht Rußland die Beute kommunistischer Ideen werden mußte. Nach der Ueberzeugung Rosens wird sich das Land ohne Hilfe von auswärts nicht wieder aufrichten können. Bemerkenswert ist ferner, daß die Mehrzahl der russischen Bevölkerung von 1917 an die oberen Klassen des Reiches für den Krieg und seine sinnlose Verlängerung verantwortlich hielt.

Rosen ist sichtlich bemüht, unparteiisch zu urteilen. Leider waren ihm manche Quellen bei Niederschrift seiner Memoiren noch unbekannt. Kurz vor seinem Tode erklärte er sich als einen bewundernden Anhänger E. D. Morels (siehe „Foreign Affair", London, März 1922), dessen Ansicht über die Kriegsursachen er durchaus zustimmte. Seine anregend geschriebene Hinterlassenschaft ist eine wertvolle Quelle zur Erforschung der Strömungen, die zum Weltkriege trieben.

H. L.

---

## Von neuen Büchern.

**Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750—1815.** Von Eduard Ziehen. Frankfurt a. M. Verlag Moritz Diesterweg 1922.

Als achter Band der „Deutschen Forschungen" von Friedrich Panzer und Julius Petersen erscheint unter obigem Titel eine Arbeit, die uns Schweizer nicht nur durch den Gegenstand, sondern ganz besonders durch die sachlich gründliche und geistig reife Behandlung derselben ansprechen muß. Der Ausdruck „deutsche Schweizerbegeisterung" ist neu, übrigens auch anfechtbar, und könnte falsche Vorstellungen von einer nicht ganz absichtslosen Anschwärmung unseres Landes und Volkes erwecken. Das wäre schade und völlig unverdient. Der Verfasser liebt unser Land, wie er es kennen gelernt hat; aber er schmeichelt uns nicht. Er hat Tatsachen gesammelt und erzählt Geschichte, die Geschichte einer geistigen Bewegung, die aus manigfachen literarischen Zeugnissen nachweisbar ist. Die Begeisterung der Deutschen für die Natur, Geschichte, Verfassung und sonstige Eigenart der Schweiz ist eine unzweifelhafte geschichtliche Tatsache und verdient es, im Zusammenhang dargestellt zu werden, wie es hier geschieht: nicht einseitig, gefühlsmäßig und schönrednerisch, sondern umsichtig, wissenschaftlich und ehrlich. Die Schweiz hat nicht nur Freunde und Bewunderer gehabt in Deutschland, sondern auch strenge Kritiker, zumal zur Zeit des Wiener Kongresses und des zweiten Pariser Friedens. Auch diese Stimmen läßt der Verfasser des Buches uns vernehmen; ein Zeichen mehr, wie würdig er unseres Vertrauens ist.

Daß wir es aber nicht etwa mit einer gelehrten Zusammenstoppelung quellenmäßiger Zeugnisse zu tun haben, sondern mit einem sinnvollen Werk, das höheren Zwecken dienen soll, gibt schon die Einleitung zu erkennen: „Möge dieser Versuch," sagt der Verfasser, „an seinem bescheidenen Teile dazu beitragen, das historische Fundament zu stärken, auf dem sich ein neues Deutschland in Einigkeit und Recht und Freiheit erheben kann."

Um das „historische Fundament" hat sich Eduard Ziehen vor allem bemüht. Man durchgehe nur das Literaturverzeichnis von S. 167—186! Es enthält eine Masse zum Teil wenig bekannter und schwer aufzutreibender Schriftwerke über die Schweiz, die vom 16. Jahrhundert an in Deutschland erschienen oder von Deutschen verfaßt sind: Reiseliteratur, politische Literatur, Schriften zur Geschichte der Schweiz, Schriften über berühmte Schweizer, Dichtungen, Flugschriften, Zeitschriften, Aktensammlungen, alles in zeitlicher Anordnung, im ganzen eine unschätzbare Bibliographie für jeden, der sich künftig mit den geschichtlichen Beziehungen besonders geistiger Art zwischen Deutschland und der Schweiz wissenschaftlich befassen will.

Es folgen auf dieses Verzeichnis noch etwa 20 Seiten klein gedruckter Anmerkungen, die dem Leser beweisen, mit welcher Gründlichkeit der Verfasser jene Quellenwerke durchforscht hat. Den Schluß bildet ein alphabetisches Register, das die Benutzung des Buches erleichtert.

Das Buch liest sich übrigens nicht wie ein Roman, mag diese beliebte Phrase sonst als Lob gelten oder nicht. Es liest sich nämlich deshalb nicht ganz leicht, weil der Verfasser seinen Gegenstand, „die „deutsche Schweizerbegeisterung", sowohl in geschichtlicher Ordnung als nach seinen verschiedenen Erscheinungsarten darstellt. „Der Wunsch," sagt er, „die gedanklichen Zusammenhänge, das geistesgeschichtliche Problem klar herauszuarbeiten, zwingt mich, zeitliche wie biographische Zusammenhänge zu zerreißen, immer wieder unter neuem Gesichtspunkt das 18. Jahrhundert und die napoleonische Zeit zu durchwandern." Der Leser fragt sich an gewissen Stellen, wo er die „zerrissenen Zusammenhänge" bedauert, ob die Abrundung des Stoffes zu zeitalterlichen Einzelbildern nicht schöner und dadurch stärker gewirkt haben würde.

Die gedankliche Gliederung ergibt sich daraus, daß der Verfasser die Schweizerbegeisterung erstens nach ihrer Ursache oder ihrem Inhalt (einerseits Naturgefühl, anderseits politisches Denken) und zweitens nach ihrer Wirkung auf das deutsche Nationalbewußtsein untersucht.

*

Die deutsche Schweizerbegeisterung — darin liegt das Anfechtbare des Ausdrucks — ist zweierlei: eine Begeisterung für die Schweiz als schönes Land, „des Schöpfers Meisterstück", wie A. Torlitz rühmte, und dann auch eine Begeisterung für die Schweizer, ihre freie Verfassung und Lebensart. Sie kann auch beides zugleich oder irgend ein Gemisch von beidem sein. Eines der ältesten und rührendsten Zeugnisse herzlicher Liebe und blinden Vertrauens zu den Schweizern ist uns aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts von Thomas Platter überliefert. In der Nähe von Dresden bittet ein Bauer den kleinen Bettelstudenten, von dem er gehört hat, daß er Schweizer sei, zu sich ins Haus und führt ihn zu seiner sterbenden Mutter, damit ihr Wunsch erfüllt werde, einmal einen Schweizer zu sehen, bevor sie sterbe. Die Alte richtet sich auf im Bett, dankt dem Sohn für die ihr bereitete Freude und spricht: „Mich dünkt, ich wolle jetzt desto lieber sterben; darum seid fröhlich!" — Weniger naiv und doch naiv ist F. L. Stolbergs Vorstellung von den Schweizern: „die glücklichsten und besten Menschen, Menschen frei wie die Adler Gottes und einfältig wie die Tauben." Das war in der Zeit, da die Schweizerreisen bereits zur Mode geworden waren und die Schwärmerei für Schweizerfreiheit sich mit der Schwärmerei für die Naturschönheit der Schweiz verband. Jene scheint älteren Datums zu sein. „Frei zu werden wie die Schweizer," war der Traum des gedrückten deutschen Bauernstandes. Trotz Schwabenkrieg und Schweizerhaß erklärten die Bauern des Bistums Speyer im Jahre 1502, sie wollten „alle Joch der Leibeigenschaft zerbrechen und mit Waffen sich freien, weil sie Schweizer sein wollten." Da ist also der Eigenname schon zum Gattungsnamen vorgerückt, wie etwa Römer oder Spartaner als Charakterbezeichnung. — Politisch Verfolgte und Verbannte waren es namentlich, die sich die Schweiz als Idealstaat ausmalten. So Johann Jak. Moser, der Gefangene vom Hohentwiel, der 1764 an Iselin in Basel schrieb: „Es bestärket sich immer meherers, daß Gott diesen Staat (die Schweiz) zu einem der größten Aufmerksamkeit würdigen Zeichen unserer Zeit, zum unleugbaren Zeichen der Möglichkeit gesetzt habe, das politische Wohl eines Staates, mit dessen moralischen Wohl und Würde auf das Innigste und Dauerhafteste zu verbinden."

Dem Sturm- und Dranggeist des Zeitalters mußte die Schweizerfreiheit als Verkörperung ihres Ideals dienen. Leidenschaftlich schwärmte der Dichter Schubart für die „seeligen Eidgenossen". „Sie genießen in der behaglichsten Ruhe die Früchte, die ihnen die rauhe Tugend ihrer Urväter errang." Aber auch Fürsten warfen ihre Würde weg, um in schweizerisch-republikanischer Gleichheit Mensch unter Menschen zu sein. Welch ein Anblick, als der philosophische Prinz Ludwig von Württemberg, als Mitglied der Helvetischen Gesellschaft, mit dem Bauer Kleinjogg in Schinznach Arm in Arm herumwandelte! — Aber auch ein Skeptiker wie Friedrich der Große hatte eine Vorliebe für die Schweiz. „Ich liebe sehr die republikanischen Verfassungen," soll er zu Zimmermann gesagt haben. „Aber unsere Zeiten sind für alle Republiken sehr gefährlich; nur die Schweiz wird sich noch lange erhalten. Ich liebe die Schweizer und zumal die Regierung

in Bern; es ist Würde in allem, was die Regierung in Bern tut; ich liebe die Berner."

Seltsam schwankend erscheint Goethe in seinen Urteilen über die Schweizer, bald warm, bald begeistert, bald kalt, sogar höhnisch. Allein das bekannte Wort in den „Briefen aus der Schweiz": Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? (usw.) hat er später, in Dichtung und Wahrheit, als Verirrung jugendlichen Wahns" bezeichnet. Am Vorabend des Zusammenbruchs der alten Eidgenossenschaft, auf seiner dritten Schweizerreise, 1797, läßt sich der Dichter zu einem begeisterten Ausspruch verleiten, indem er Stäfa am Zürichsee als einen Ort bezeichnet, „welcher von der schönsten und höchsten Kultur einen reizenden und idealen Begriff gibt." Es ist wie eine Ironie der Weltgeschichte, daß von der Freiheit und dem Glück der Schweizer nie lauter gesungen und gerednert wurde als gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts, wo es mit diesen schönen Dingen aus und fertig und das Land zur Knechtschaft reif war*).

Den vollendetsten, zugleich auch letzten großen Ausdruck der Schweizerbegeisterung, ihren Schwanengesang, wie Ziehen sagt, schenkte uns Schiller im „Wilhelm Tell". Dramatische Verherrlichungen der Schweiz hatte es vor ihm in Deutschland schon mehrere gegeben, Schauspiele, Melodramen, Opern. Das große Schweizerdrama aber lag noch in der Luft. Es mußte kommen. Schiller selber erzählt, daß er erst durch wiederholte Gerüchte, er arbeite an einem Tell, auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht worden sei. Dazu kam die ehrliche Begeisterung seiner Frau, die die Schweiz bereist hatte. Nun packte er den Stoff und der Stoff packte ihn. Er arbeitete mit Liebe daran. Es sollte „ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." Die dankbare Aufnahme des Werkes in der Schweiz ging ihm zu Herzen. „Innig rührt es mich," schreibt er 1804 an Bertuch, „Beweise von der Achtung einer Nation zu empfangen, die ich immer vorzüglich schätzte und bei einem genaueren Eingehen in ihre Landesgeschichte noch höher schätzen gelernt habe. Diese Gesinnung hat mich bei jeder Zeile meines Werkes geleitet."

Nicht nur auf Schillers Telldichtung, auf ganz Deutschland, soweit es politisch dachte und forschte, übte das Werk eines Schweizers den nachhaltigsten Einfluß: Joh. v. Müllers Schweizergeschichte. Die Schwäche der schweizerischen Auslandspolitik hatte dem Ansehen unseres Landes schwer geschadet. Müllers Werk richtete es wieder auf. „Der Schweizername," erzählt ein Berner, der zu jener Zeit in Deutschland studierte, „war damals im Auslande so wenig geachtet und wir selbst hatten ein so niederdrückendes Gefühl unserer Schwäche und Zerrissenheit, daß mehrere unter uns es vorzogen, sich für Deutsche auszugeben. Das änderte sich mit einem Schlage, wie Müllers Buch erschien. Wir sahen uns plötzlich geachtet und glaubten wieder an unser Vaterland."

Schillers Tell und Joh. v. Müllers Schweizergeschichte haben durch Kräftigung des deutschen Nationalbewußtseins die Grundstimmung genährt, die zur Erhebung gegen Napoleon und zum Heldenkampf der Freiheitskriege vonnöten war. Die Lieder der deutschen Freiheitssänger, Körner, Uhland, Arndt voran, enthalten, wie Ziehen nachweist, eine Menge dichterischer Bilder und Gedanken, die aus schweizerischer Vorstellungswelt geschöpft sind wie z. B. die Anspielung auf Winkelried in Körners „Aufruf":

Drück dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse!

und jene andere auf die Feuersignale der Eidgenossen:

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!

*) Erstaunlich ist die kritische Schärfe, mit der eine deutsche Frau, Emilie v. Berlepsch, nach dem Einbruch der Franzosen von 1798 die schädliche Wirkung der ausländischen Verhimmelung des Schweizervolkes auseinandersetzt. (In der deutschen Uebersetzung von 1799 des Mallet-Dupanschen Werkes Sur la déstruction de la ligue et de la liberté helvétique, 1798).

Aber auch schwere Enttäuschungen hatte die deutsche Schweizerbegeisterung im Gefolge. Die Empörung der Schweiz gegen die französischen Bedrücker und später ihre Teilnahme am Feldzug von 1815 gegen Napolon erweckte bei vielen deutschen Patrioten die Hoffnung auf Wiederanschluß der Schweiz an das Deutsche Reich, an dem sie, wie ein Aufsatz in der „Nemesis" sich ausdrückte, seit Jahrhunderten wie ein lahmes Glied am Leibe hange, seine Säfte sauge, ohne sich dafür zu bewegen. „Daß man es abhaue, ist Schaden für das Glied, Mißgestaltung für den Leib; also werde es wieder belebt durch innige Verbindung mit dem Leibe."

Die politische Neutralität eines ursprünglich und vorwiegend noch deutschen Volkes wie die Schweizer empörte das Stammsgefühl alldeutsch gesinnter Männer wie Görres, dessen Zeitschrift der „Rheinische Merkur", sich leidenschaftlich an die Schweiz wandte: „Es soll fortan nimmermehr geduldet werden, daß, wenn das gesamte teutsche Volk sich zum Streite mit den Welschen rüstet, irgend ein Stamm gleichgiltig und unteilnehmend zurückbleibe. Die Franzosen sind verschlagen genug gewesen, dieses ganze Bergvolk in eine Schweizergarde für sich umzuschaffen, die sie gerade an der offensten Stelle ihres Landes sich zum Schirme vorgeschoben. Jetzt sollen sie sich ein für allemal erklären, ob sie zu Welschland oder Teutschland gehören wollen" usw.

Solcher Stimmen sammelt der Verfasser im letzten Abschnitt seines Werkes eine große Zahl, darunter auch bemerkenswerte Aussprüche deutscher Geschichtsforscher und Rechtslehrer über das staatsrechtliche Verhältnis der Schweiz zum Deutschen Reich. Dabei ist die strenge Unterscheidung auffallend, die vor 100 Jahren noch zwischen Deutschem Reich als einem Staatsbegriff und Deutschland als einem geographischen, Stammes- und Sprachgemeinschaft umfassenden, gemacht wird. Danach werden die Schweizer als Deutsche, die Schweiz als ein Teil Deutschlands, beide aber als abgetrennt vom Deutschen Reich betrachtet.

*

Fast drängt sich der Gedanke dem schweizerischen Leser auf: gibt es auch eine schweizerische Deutschlandbegeisterung?

Als Massenerscheinung ist so etwas in unserer Landesgeschichte seit der Lostrennung vom Reich kaum nachzuweisen. Es fehlten aber auch hinreichende Gründe für ein allgemeines sehnsüchtiges Verlangen nach den staatlichen Einrichtungen Deutschlands oder sonstigen Lebensbedingungen seiner Bewohner. Auch gründete sich ja das erwachende Nationalbewußtsein im 18. Jahrhundert bei uns gerade auf die Unabhängigkeit vom Reich. Das hinderte indessen nicht, daß man sich besonders in der deutschen Schweiz für Friedrich den Großen begeisterte (wofür Ed. Ziehen deutliche Zeugnisse beibringt) und hundert Jahre später für das wiedererstandene Kaiserreich, eine Gefühlswelle, die übrigens auch die französische Schweiz ergriff. C. F. Meyer, seines Deutschtums jetzt erst tief bewußt, bekannte es in seiner Dichtung „Huttens letzte Tage" und im „Lutherlied". Ihm und Gottfried Keller verdanken wir vor andern eine Abklärung des oft so unsichern Gefühls unserer stammheitlichen und kulturellen Zugehörigkeit zum Volk der Deutschen. Wie dem verbannten Hutten durch Zwinglis Verwendung wurde die Schweiz um die Wende des 18. Jahrhunderts und nach der Julirevolution zum Asyl für verfolgte Flüchtlinge aus Deutschland: Franz X. Bronner, die Brüder Follen und Scherr, dann M. T. Pfeiffer, Rochholz, Kinkel und andere fanden bei uns nicht nur vorübergehende Zuflucht, sondern einen dauernden Wirkungskreis und eine zweite Heimat; keiner wohl in dem Maße wie Heinrich Zschokke, den das Vertrauen und die Hochachtung seiner neuen Mitbürger zu verantwortungsvollen Beamtungen emportrug.

Wenn wir also die Begeisterung der Deutschen für unser Land und Volk nicht zurückgeben konnten, so haben wir sie doch, nach Maßgabe des ungleichen Verhältnisses der beiden Länder zueinander, nicht undankbar aufgenommen, sondern an manchem würdigen Gast und Freund unseres Landes vergolten. O. v. G.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck: Buchdruckerei zur Alten Universität, Zürich. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. Uebersetzungsrechte vorbehalten.